

## Kulturkontrast und Hermeneutik

### *Einige Notizen zur Begriffsbildung in den Geisteswissenschaften*

*Werner Roggausch*

Jede Epoche bildet ihre Leitbegriffe aus. Zu den aktuellen gehören die Begriffe Internationalisierung und Globalisierung. Die internationale Zusammenarbeit in Wirtschaft und Wissenschaft weitet sich ständig aus und gewinnt immer größere Bedeutung. Die Zahl der Personen, die der Erfahrung des Kulturkontrastes gewachsen sein müssen, nimmt entsprechend zu. Sie müssen über die Denkweisen und Normen der Partner informiert und auf die Erfahrung vorbereitet werden. Darauf reagieren die Ausbildungsinstitutionen auf verschiedenen Ebenen: Wir haben eine zunehmende Zahl von Studiengängen »Interkulturelle Kommunikation« oder »Interkulturelles Management«. Wir haben aber auch Verhandlungstraining für international tätige Manager oder Vorbereitungskurse für ins Ausland entsandte Lehrer, Lektoren und Kulturmittler.

Solche Akzentsetzungen im Bildungsweisen sind gewiß begründet: Sie treffen einen realen Bedarf; es werden wirklich benötigte Qualifikationen vermittelt und die Chancen der Absolventen am Arbeitsmarkt verbessert. Die Verhaltenssicherheit der im Ausland tätigen Lehrer oder Manager wird erhöht.

Nach meinem Urteil weist aber die analytische und begriffliche Auseinanderset-

zung mit der zunehmenden Internationalisierung zwei Defizite auf. Zum einen wird bisher nur unzureichend die Kehrseite des Prozesses wahrgenommen, und in naiver Weise wird unterstellt, der Prozeß sei für alle Beteiligten von Vorteil. Wir sollten aber sehen, daß er nicht nur von wohlmeinenden Interessen angetrieben wird und daß ganz erhebliche Verwerfungen die Folge sind. Die einzelnen Staaten büßen dramatisch an Handlungsspielraum ein, verlieren etwa die Hoheit, eine eigenständige Finanz- und Steuerpolitik zu betreiben. Für einige der klassischen Industrieländer nimmt die Arbeitslosigkeit bedrohliche Ausmaße an. Wir sehen auch eine von den USA dominierte kulturelle Einebnung in fast allen Regionen der Welt und in der Folge Entfremdungserfahrungen und gefährliche Rückgriffe auf irrationale, vormoderne Muster der Identitätsbildung. Schließlich steht der Prozeß der Globalisierung auch diametral der dringend notwendigen Beschränkung des Verbrauchs an Naturressourcen entgegen. Sinnvoll wäre das genaue Gegenteil: Regionale Produktion, kleinere Einheiten, weniger Transport usw. Nun diese Überlegungen auszuführen, würde viel Raum erfordern, und dazu ist hier nicht der geeignete Ort.

Mit größerer Ausführlichkeit will ich das zweite Desiderat betrachten: Die Vorträge, die Artikel, die Bücher, die Lehrveranstaltungen, die sich des Themas »Kulturkontrast« annehmen, wenden sich den unterschiedlichsten thematischen Facetten zu. Wenn man einmal grob gliedert, so lassen sich etwa folgende Teilthemen oder Ebenen beschreiben:

- Alltag, Wohnen, Kleidung, Stadtbild
- Routinen, Kommunikationsformen, Höflichkeit, Humor, Verhandlungsstile usw.
- Kodierte Wahrnehmungen: Zeit, Raum, Vourteile, Stereotypen usw.
- Soziale und politische Systeme: Funktionsweise der Öffentlichkeit, Verhältnis privat-öffentlich, Institutionen der Politik, Systeme der Gesundheitsversorgung, Versicherungen ...
- Familie, Geschlechterrollen, Erziehung
- Ausbildung auf allen Ebenen: Ziele und Inhalte, Erziehungsspiele, Lehrerrolle, Lehr- und Lernverhalten...

Sehr unzureichend sind aber bisher innerwissenschaftliche Sachverhalte und Begriffe unter dem Blickwinkel »Kulturkontrast« untersucht worden. Es gibt vorläufige Untersuchungen zu unterschiedlichen Verfahrensweisen und Diskursformen innerhalb verschiedener Wissenskulturen, fast gänzlich fehlt es jedoch an Bemühungen, die je nach Zusammenhang unterschiedlich definierten Inhalte zentraler Begriffe zu erhellen und ihre positiven wie negativen Konnotationen bewußt zu machen. Ich meine hier die im westlichen Wissenschaftsverständnis so zentralen Begriffe wie Methode, Pluralismus, Kritik, Innovation, Toleranz, Moderne oder, um in Begriffspaaren die Zusammenhänge anzudeuten, das Verhältnis von Wahrheit und Methode, von Erkenntnis und Interesse, von Macht und Sprache. Es ist ein relativ kleines Inventar von Begriffen, das den Geisteswissenschaftlern geläufig ist und

ihnen leicht über die Lippen geht. Aber dieses überschaubare Begriffsinventar hat es in sich: Es reflektiert die inneren Mechanismen der westlichen Geisteswissenschaften und darüber hinaus der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen eben dieser wissenschaftlichen Verfahren. Ehe ich aber den Versuch unternehme, einige dieser Begriffe genauer zu entfalten, seien mir einige grundsätzliche Anmerkungen zu den hermeneutisch verfahrenen Disziplinen erlaubt.

### **Gesellschaft und Begriff**

Die hermeneutischen Wissenschaften sind, so verstehe ich das ganz schlicht, darum bemüht, die menschlichen Hervorbringungen (in Abgrenzung von den Sachverhalten der Natur) zu verstehen, also geschichtliche Verläufe, gesellschaftliche Prozesse, Institutionen, Kunstwerke usw. Aber schon wird's schwierig: Denn wir können uns diesen Erkenntnisgegenständen nicht voraussetzungslos nähern. Gleich mehrfach sind wir ins begriffliche Gehäuse gesperrt. Wir denken mittels unserer Sprache, die bekanntlich kein neutrales Instrument ist, sondern sämtliche gesellschaftlichen und geschichtlichen Vorprägungen transportiert. In der Sprache sind die gesellschaftlichen Konventionen sedimentiert und mit den Konventionen auch Interessen und Machtverhältnisse. Nicht alle Begriffe sind ja so problemlos wie die der praktischen Alltagssprache. Dem gesamten Begriffsinventar der Politik, der Moral, auch der Kunst liegen ästhetische oder moralische Werturteile voraus, die ihrem Wesen nach uneindeutig, kontrovers sind, auch wenn dies den Sprechern nicht mehr bewußt ist. In die konventionalisierten Begriffsinhalte sind Entscheidungen und Interessen eingegangen, und dabei setzt sich Definitionsmacht durch. Konventionalisierte Begriffsinhalte haben durchaus mit Macht zu tun, mit politischer Macht,

mit Verfügung über Medien, mit wissenschaftlicher Schulbildung und der Durchsetzungsmacht bei Berufungen, mit Verwaltungsmacht, mit Entscheidungen über den Druck von Büchern usw. Und so wie Begriffsinhalte vom gesellschaftlichen Bedingungsgefüge geprägt sind, so stellen sie es rückwirkend auch selbst wieder her. Eine durch Religion integrierte Gesellschaft (wie weitgehend die islamischen Gesellschaften heute) füllt zentrale Begriffe mit religiösen Inhalten.

Die in Sprache und Bewußtsein aufgenommenen Begriffe stabilisieren dann die religiösen Voraussetzungen. Jede politische Diktatur monopolisiert Begriffsinhalte, die dann in Sprache und Öffentlichkeit präsent sind, sich verfestigen und die politische Situation stabilisieren, ja sogar, wenn Alternativen nicht mehr denkmöglich sind, als objektiv oder gottgegeben erscheinen lassen. Für den hier erörterten Zusammenhang ist mir wichtig: Auch für die wissenschaftlichen Diskurse gilt, daß jeder nur mit seinem Kopf denken kann, also nicht voraussetzungsfrei, sondern im Rahmen der biographisch und gesellschaftlich erfahrenen Prägungen und mit den ihm verfügbaren Begriffen, die das Wissenschaftsverständnis und die Verständigungen über wissenschaftliche Verfahren, aber auch die unterlegten normativen Definitionen und Erziehungsziele der jeweiligen Gesellschaft enthalten.

Natürlich sind dies alles bekannte Sachverhalte. Die Geisteswissenschaften haben dafür den Topos vom »hermeneutischen Zirkel« geprägt. Mir scheint freilich, daß die heute notwendigen Konsequenzen aus dieser Einsicht nicht recht gezogen werden. Von der Zirkularität, von der gesellschaftlichen Bedingtheit, von der begrenzten Reichweite ihrer Begriffe geben sich die Gesellschaftswissenschaften kaum Rechenschaft. Und wenn

doch, dann nur in dem Sinne, daß unter dem Prinzip Pluralismus vielfältige Schulen und Ansätze ohne Monopolanspruch nebeneinander geduldet werden. Nicht aber in dem weitergehenden Sinne – und damit kehre ich nun auch zu meinem Thema zurück –, daß die Bindung der genannten zentralen Kategorien an den Wissenschaftsbetrieb der liberal-demokratischen westlichen Länder reflektiert würde. Dann könnte nämlich offenbar werden, daß sie vielleicht für andere Gesellschaften disfunktional oder bedrohlich sind. Dann müßte als Konsequenz der selbstbewußte Export von Begriffen und Methoden fragwürdig werden. Dann erst entstünde wirklich die Fähigkeit, Denkformen anderer Gesellschaften als gleichwertig anzuerkennen. Im folgenden will ich versuchen, die paradigmatischen Begriffe »Pluralismus«, »Kritik« und »Innovation« genauer anzuschauen und die unterlegten gesellschaftlichen Normen zu verdeutlichen.

### **Pluralismus**

Der Begriff Pluralismus nennt ein wesentliches Prinzip unserer Geisteswissenschaften. Kein Wissenschaftler, keine Schule, keine Lehrmeinung kann alleinige Gültigkeit beanspruchen, keine wissenschaftliche oder außerwissenschaftliche Institution soll Wahrheiten oder Gewißheiten mit Gültigkeitsanspruch dekretieren und mit Machtmitteln durchsetzen können. Wissenschaft als diskursiver und offener Prozeß ist geradezu definiert als Prozeß permanenter Veränderung, permanenter Suche und permanenter Neudefinition. Jeder gedankliche und argumentative Weg kann gleiches Recht beanspruchen. Freilich sind Grenzen gesetzt, aber eben nicht durch innerwissenschaftliche Kategorien. Sprache, Ton und Umgangsformen unterliegen, so wird jedenfalls unterstellt, den Regeln des Anstandes, die die Individuen durch Sozia-

lisation erwerben (nebenbei: Daß dies immer weniger gewährleistet ist, trägt zur Desintegration moderner Gesellschaften bei). Grenzen sind auch definiert durch das Strafgesetz, welches gegenüber innerwissenschaftlichen Fragen neutral ist, aber formale »Spielregeln« definiert und etwa Verleumdung, Erpressung oder andere definierte Tatbestände mit Strafandrohung belegt.

Es gibt auch gesellschaftlich konventionalisierte und mit staatlicher Macht durchgesetzte Grenzen der Wissenschaftsfreiheit. Darin reflektieren sich die gesellschaftlichen Erfahrungen und die aktuell tragfähigen Übereinkünfte. So hat Deutschland aus der katastrophalen Erfahrung des Nationalsozialismus sehr wohl Lehren gezogen. Das Leugnen der Judenvernichtung, Verharmlosung des Faschismus und offen faschistische Positionen sind verboten und nicht vom Pluralismusebot gedeckt. Wir sehen, daß wir hier vor einen Widerspruch geraten: Der Begriff Pluralismus deckt also doch nicht alle denkbaren Weltanschauungen oder Lehrmeinungen ab. Die Definition der Grenzen hängt von gesellschaftlichen Übereinkünften ab, die aus geschichtlichen Erfahrungen resultieren und von politischer Macht gestützt sind. Mit anderen Machtverhältnissen können sich solche Übereinkünfte sehr rasch ändern. Aber zurück zum Wissenschaftspluralismus: Er garantiert den einzelnen Wissenschaftlern eine weitgehende Forschungs- und Lehrfreiheit. Die wissenschaftlichen Begriffe müssen nicht vor äußeren Autoritäten wie Staat, Religion und Moral gerechtfertigt werden. Unterstellt ist, daß das Bemühen der freien Einzelnen in der Summe zu Erkenntnisfortschritt führt.

Es ist leicht zu sehen, daß dies der Wissenschaftsbegriff einer weltanschaulich neutralen und liberalen Gesellschaft ist. Und nach Jahrhunderten, in denen sich die Wissenschaft stets zur Magd äußerer

Herren gemacht sah, nach Jahrhunderten, in denen sie vorab definierte Wahrheiten, religiöse Autoritäten oder staatliche Zielsetzungen als Leitbegriffe anerkennen mußte und zur Gehilfin von Indoktrination, von Verdummung und Verdunkelung gemacht wurde, kann die Durchsetzung von Wissenschaftsfreiheit nur als ein großer humaner Fortschritt gewertet werden. Allerdings ist dies noch nicht die ganze Wahrheit. Wie für jeden Fortschritt war auch für diesen ein Preis zu entrichten. Wenn Begriffsbildung und wissenschaftlicher Diskurs an keine Vorgaben gebunden sind, setzt eine Ausdifferenzierung ein, die prinzipiell grenzenlos ist und in Beliebigkeit übergeht. Wir sehen heute in den westlichen Ländern, etwa innerhalb der Literaturwissenschaften, einen Methodenpluralismus, der fast jede mögliche Denkform umfaßt. Schön nebeneinander existieren Strukturalismus und Poststrukturalismus, immanente Methode und sozialwissenschaftliche Analyse, Psychoanalyse und Marxismus, Rezeptionsästhetik und Konstruktivismus, Moderne und Postmoderne, Synthese und Dekonstruktion... die Reihe ließe sich fortsetzen. Der Glanz dieser Vielfalt hat eine Kehrseite: Das Elend der Belanglosigkeit. Die wissenschaftlichen Schulen kreisen in sich selbst, bilden Moden und Gegenmoden aus, beziehen sich kaum aufeinander und haben am Ende der Gesamtgesellschaft nur selten noch etwas mitzuteilen. Weitgehend hat die Geisteswissenschaft den Anspruch aufgegeben, zur Lösung der gesellschaftlichen Probleme, die uns über den Kopf wachsen, etwas beitragen zu wollen. Liegt es nicht auf der Hand, daß dieses Modell von Wissenschaft für Gesellschaften, die die Voraussetzungen nicht teilen, disfunktional ist? Wer in einer Gesellschaft, die traditionell gefügt ist, die die politischen Vorgaben starker Institutionen anerkennt oder die durch Religion

verbindlich integriert wird, Wissenschaftspluralismus als Modell vertritt, der greift implizit den gesellschaftlichen Zusammenhang beziehungsweise die Autorität der Institutionen an, weil er für alle wissenschaftlichen Ansätze Gleichberechtigung, für keine also Dominanz und Anspruch auf Anerkennung gelten läßt.

Und er definiert nicht nur den wünschenswerten Anspruch auf Denkfreiheit, er belastet die Individuen auch mit Eigenverantwortung und untergräbt die Orientierung an den vorhandenen Autoritäten. Dies kann den Zusammenhalt traditionaler Gesellschaften gefährden und für die Individuen eine Bedrohung durch Desintegration sein. Wenn wir heute etwa einen aggressiver werdenden islamischen Fundamentalismus sehen, dann ist dies gewiß nicht nur auf drohenden Funktionsverlust und das Interesse am Machterhalt religiöser Eliten zurückzuführen, sondern gewiß *auch* als Gegenbewegung zu der vom Westen ausgehenden Säkularisierung zu verstehen, die jede durch Religion integrierte Gesellschaft bedroht.

### **Kritik**

Unbefragtes Erziehungsziel in den liberalen Industrieländern des Westens ist der autonome und kritische Staatsbürger. Kritisches Bewußtsein und Kritikfähigkeit sind als individuelle Tugenden ebenso wie als Prinzipien des wissenschaftlichen Fortschritts anerkannt. Und gewiß ist »Kritik« eine vielfach angemessene Haltung: Wer die Geschichte der Völker über die Jahrhunderte anschaut, kann nur zu einem kritischen, nicht zu einem identifikatorischen Geschichtsbild kommen. Keine Epoche bisher, die nicht Unterdrückung, Ausbeutung und Unrecht gekannt hätte. Den Gesellschaften aller Jahrhunderte gilt zu Recht die retrospektive Kritik. Und wer im Rückblick die

Schuldigen nicht nennt, macht sich zu deren Komplizen und verurteilt erneut die Opfer.

Angesichts der ungeheuren Formierungskraft der modernen Massenmedien ist Kritik schier notwendig, wenn wir der Verdummungsoffensive nicht erliegen wollen.

Angesichts einer Sprache, in der die herrschenden Interessen und Ideologen nisten, ist Sprachkritik unabdingbar, wenn wir die Ideologie noch durchschauen wollen.

Kein Zweifel also an der Berechtigung von Kritik als intellektueller Haltung und als Prinzip des wissenschaftlichen Diskurses. Freilich darf auch hier der Doppelcharakter des Begriffs nicht übersehen werden. Wer in anderen kulturellen Zusammenhängen Kritik als positives Prinzip vertritt und Kritikfähigkeit als Diskussionsverhalten erwartet, unterschätzt leicht die Sprengkraft des Prinzips. Kritik ist immer Desintegration, untergräbt die Legitimität der Verhältnisse ebenso wie die Identität der Personen. Kritik kann in anderen als den westlich liberalen Gesellschaften aufs äußerste bedrohlich, ja zerstörerisch sein.

In den sich kommunistisch nennenden Gesellschaften vor den Revolutionen von 1989/90 war Kritik als allgemeines Prinzip ganz undenkbar. Kritik richtete sich, erlaubt und regelkonform, gegen den »Klassenfeind« und gegen die alte Ideologie, niemals jedoch gegen den eigenen Staat und seine Institutionen. Solche Kritik war mit Strafandrohung belegt. Auch eine Institution wie das Christentum kann kritische Abweichungen von der Lehrmeinung nur in geringer Toleranzbreite hinnehmen. In einer Gesellschaft, die sich über die »Nation« definiert und daraus etwa die Orientierung gegen Fremdherrschaft bezieht (zahlreich sind die historischen und aktuellen Beispiele), kann der Begriff »Nation« nicht einer

grundlegenden Kritik unterzogen werden, weil sonst die Orientierung für die Definition des gesellschaftlichen Bewußtseins untergraben wird.

Kritik mit solcher Zielsetzung rief denn auch immer sofort die staatliche Macht auf den Plan.

Nur der Westen hat einen Begriff von Kritik ausgebildet, dem keine Grenzen gesetzt sind, der vor nichts haltmacht, der alle Tabus niederreißt und in der Tendenz den gesellschaftlichen Zusammenhang zu gefährden droht.

Wer in einer traditionellen Gesellschaft Kritik fördert oder auch nur erwartet (etwa von Studenten), der muß wissen, welche Zumutung dies darstellt, der muß sich klarmachen, daß er nicht weniger unternimmt als einen Angriff auf Identität von Personen und Gesamtgesellschaft, daß er Vorbilder und Elternautorität, Geschichtsbild und Glaubensgewißheiten in Frage stellt und an deren Stelle ein überfordertes Individuum setzt, welches die zerstörten Gewißheiten durch selbst erworbene Einsichten ersetzen soll. Kann es überraschen, wenn in manchen Gesellschaften etwa Studenten diese Zumutung zurückweisen und die sicheren oder auch nur vermeintlich sicheren Gewißheiten verteidigen; wenn auch die Lehrer Kritik als prinzipielle Haltung ablehnen, weil sonst ihre Autorität untergraben wird?

Wir kennen traditionelle Gesellschaften, die bis heute nach konfuzianischen Regeln integriert werden. Respekt der Jüngeren gegenüber den Älteren ist als Gebot in der Familie, aber auch darüber hinaus als gesellschaftliche Norm eines der wichtigsten Prinzipien. Kann es überraschen, wenn Studenten in einer solchen Gesellschaft Kritik an der Generation der Eltern, an ihren akademischen Lehrern oder auch an den aktuellen Lehrmeinungen nicht zu ihrem Prinzip machen?

Zu fragen wäre doch, wieweit westliche Wissenschaftler aufgerufen und legitimiert sind, in anderen Kontexten Diskursformen oder methodische Prinzipien zu vertreten beziehungsweise durchzusetzen, die dort disfunktional sind, nicht recht verstanden oder als Normverstöße wahrgenommen werden.

Mir ist klar, daß ich ein Mißverständnis möglich mache, wenn ich das Prinzip »Kritik« relativiere. Kritikverbot und moralische Abqualifizierung von Kritik sind oft nichts anderes als von den Herrschenden durchgesetzte Denkverbote, die die bestehenden Machtverhältnisse absichern sollen. Man könnte meine Argumentation in Anspruch nehmen, um einer »legitimen Zersetzung«, einer »Subversion«, die auf berechnete Durchsetzung von mehr Freiheit zielt, entgegenzutreten. Dies wäre freilich ein Mißbrauch meiner Argumentation. Ich kann und will berechnete Kritik bis zur Extremform des politischen Widerstandes anerkennen. Es muß aber mit äußerster Genauigkeit und mit höchstem Bedacht geprüft werden, wann dieses Argument beansprucht werden darf. Und kaum kann ich mir eine Situation vorstellen, in der Ausländer im Gastland ein Recht hätten, diese Definitionsmacht zu beanspruchen.

### **Innovation**

Innovation ist als Prinzip und als immanente Notwendigkeit der sich immer schneller entwickelnden modernen Gesellschaft eingeschrieben. Innovation ist heute überwältigendes Prinzip aller Lebensbereiche, hat ihr Herkommen jedoch in der kapitalistischen Ökonomie. Diese muß, vom Konkurrenzdruck angetrieben, das Rad der fortwährenden Erneuerung immer schneller drehen. Und so folgte eine industrielle Revolution auf die andere. Die Fachleute zählen zur Zeit die sechste. Im Ergebnis haben wir für viele

Gesellschaften materiellen Reichtum und eine Produktivität, die alles geschichtlich Bekannte in den Schatten stellen. Aber erneut haben wir uns mit der inneren Widersprüchlichkeit des Prozesses auseinandersetzen. Natürlich verdanken wir Reichtum, technischen Fortschritt und wichtige Lebenserleichterungen dem Prinzip Innovation und der dadurch freigesetzten Schaffenskraft. Und wir wollen die Freiheit, Neues zu denken, in Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft vehement verteidigen.

Freilich zahlen wir auch für diese Errungenschaften einen Preis, und bis heute versagen die liberal-demokratischen Gesellschaften vor der Aufgabe, die freigesetzten Prozesse zu steuern, humane und moralische Maßstäbe zu verteidigen. Für die westlichen Industriegesellschaften ist längst nicht mehr der Mangel ein Problem, sondern der Überfluß. Sie haben aber keine Instrumente, die Verteilung des Reichtums und der Arbeit zu kontrollieren und die gesamtgesellschaftlichen Interessen gegenüber den durchsetzungstarken Partikularinteressen zu verteidigen, so daß mit zunehmendem materiellen Reichtum zunehmende Arbeitslosigkeit und ungerechte Verteilung einhergehen.

Der ökonomische Zwang zur permanenten Innovation bildet sich in anderen Lebensbereichen ab: In der Wissenschaft, in der Kunst gilt das Neue als das bessere. Aufmerksamkeit findet das Neue, das Schrille, das Provozierende. Das Prinzip Innovation wird inhaltsleer. Lächerliche Moden folgen immer schneller aufeinander, absurde Mätzchen finden Anerkennung als Kunstwerke, verstiegene Theorien und private Begriffsspiele stellen sich als wissenschaftlicher Fortschritt dar. Diese Innovation ist ziellose Bewegung, leere Betriebsamkeit, die mit einer verhängnisvollen Entwertung vergangener Leistungen einhergeht. Die künstlerische

Tradition gilt nur noch als Zitat, ist für jede Bearbeitung und Verfälschung freigegeben. In den Museen werden Belanglosigkeiten bestaunt. Absurdeste Theorien dürfen sich als Wissenschaft aufführen. Unter dem Angriff durch das Prinzip Innovation fallen die letzten Tabus. Kann es überraschen, wenn traditional verfaßte Gesellschaften dies als wenig vorbildhaft ansehen und sich gegen ein solches Prinzip von Innovation zur Wehr setzen? Sie verteidigen damit ihre Tradition, ihre normgebenden Instanzen und ihre Identität.

Eine Gesellschaft, die sich aus Geschichte legitimiert und sich auf geschichtliche Vorbilder identitätsbildend bezieht, kann das Prinzip Innovation nur partiell integrieren. Sie wird es etwa auf den technischen Prozeß und die materielle Produktion begrenzen, dem gegenüber aber traditionale Moral und auch herkömmliche Erziehungsziele verteidigen. Bekanntlich vertreten die meisten Theoretiker der Moderne die Meinung, daß diese Trennung nicht aufrecht zu halten sei. Ich halte das nicht für ausgemacht. Wir wollen uns doch nicht einreden lassen, die materielle Produktion sei einzig und allein dann sicherzustellen, wenn sie von einer amerikanisierten Einheitskultur überwölbt ist. Ich bin vielmehr davon überzeugt, daß ein sich weltweit vernetzender und angleichender Produktionsprozeß sehr wohl mit verschiedenen politischen Überbauten, mit unterschiedlichen Geschichtsbildern, mit unterschiedlichen Begriffsbildungen in den Geisteswissenschaften und mit unterschiedlichen ästhetischen Normen vereinbar ist. Es könnte sogar sein, daß schwere (und ja auch schon angedrohte) internationale Verwerfungen nur dann noch vermeidbar sind, wenn wir diese Verschiedenheiten anerkennen, Ihnen jeweils die Eigenständigkeit belassen und auf formierende Einflußnahme verzichten.

## Rituale

Auch die Wissenschaften haben ihre Rituale. Der Außenstehende beobachtet sie gerne mit einer etwas amüsierten Herablassung, für die Betroffenen sind sie von immenser Wichtigkeit. Wir kennen die feierliche Immatrikulation als Initiationsritual, wir kennen bis heute Kleiderordnungen und Talare, wir kennen ritualisierte Anreden.

Wir kennen auch innerwissenschaftliche Rituale, so etwa die Verneigung vor Autoritäten auf dem Wege des Zitierens, die Komposition kunstvoller Fußnotengebäude in Dissertationen oder erstarrte Konventionen für einzelne Textsorten. Ich will das Zitat als Ritual hier ein wenig betrachten, weil es immer wieder für ein interkulturelles Mißverständnis Anlaß ist.

In islamischen Gesellschaften ist für bestimmte Textsorten, auch für eine wissenschaftliche argumentative Erörterung, an definierter Stelle ein Koran-Zitat erforderlich. Bis zum Tode Stalins war für jeden wissenschaftlichen Text, der in der Sowjetunion (und sogar in den Ländern ihrer Einflußnahme) geschrieben wurde, ein Stalin-Zitat an prominenter Stelle obligat. Ähnlich in China: Bis zum Ende der 70er Jahre das unvermeidliche Mao-Zitat. Danach die Beschwörung der »Vier Modernisierungen«, heute, etwas abgeschwächt, das Bekenntnis zum Patriotismus. Und selbstverständlich zitiert ein christlicher Text, der innerhalb des religiösen Zusammenhangs geschrieben ist, die Bibel. Befremdlich erscheint uns diese Praxis, wenn der Ritualcharakter sich vom Inhalt ablöst, wenn solche Zitate mit dem Thema des Textes wenig oder nichts zu tun haben. Wir westlichen Wissenschaftler neigen dann dazu, in diesem Zitat eine sachlich irrelevante Verneigung vor einer sakrosankten Autorität zu sehen. Und wenn wir als Lehrer im Ausland tätig sind, erklären wir unseren Schülern oder Studenten, daß

solche Zitate in einem wissenschaftlichen Text keinen Platz haben sollten. Gewiß sind sie sachlich irrelevant, aber sie sind keineswegs funktionslos. Sie sind auch nicht nur lästige, aber belanglose Pflichtübungen für die Autoren. Vielmehr sind sie ein Mittel zur Verpflichtung auf die aktuelle Lehrmeinung, eine gebotene Unterwerfungsgeste. Für den Diskussionszusammenhang ist dies jedoch nicht die einzige Funktion. Die Ritualzitate definieren die der eigenen Arbeit vorausliegenden Selbstverständlichkeiten, sind neben Unterwerfung auch Orientierung. Sie sind gelegentlich auch die vorab gegebene Loyalitätserklärung, auf die dann doch die dosiert kritische Erörterung, aber eben auf der Basis erklärter Loyalität, folgen kann. Unversehens geraten wir hier vor das Problem, für eine innerwissenschaftliche Figur, nämlich das Ritualzitat, außerwissenschaftliche, nämlich politische Maßstäbe anzuwenden. Denn die Bewertung des Ritualzitats, welches wissenschaftlich ohne Bedeutung ist, hängt doch gewiß davon ab, wieweit der gesellschaftliche Zusammenhang, den es vergewissert, humanen Maßstäben zu genügen vermag. Ich will an diesem eher schlichten Beispiel zeigen, daß die Diskussion um wissenschaftliche Begriffe ebenso wie um Konventionen immer eine politische Dimension hat, daß eine authentische Diskussion die politischen Gehalte nicht ausblenden darf. Als Diskussion um Textkonventionen ist sie nur vermeintlich auf neutrales Gelände geschoben, in Wahrheit um ihre entscheidende Dimension verkürzt. Ich will ein uns in der Regel weniger bewußtes Ritual aus unserem eigenen Raum, dem westlichen Wissenschaftsbetrieb, betrachten. Der eigenständige, keiner sachlichen Autorität unterworfenen Wissenschaftler darf zu jeder Frage, zu jedem Problem seine eigene Meinung, seine Position, seinen Ansatz vertreten. Und mit einer Vehemenz, die von außen



betrachtet recht skurril anmutet, machen wir daraus eine Verpflichtung für jeden Anfänger, jeden jungen Studenten, ebenfalls seine eigene Position zu formulieren. Es ist konventionalisierte Vorgabe für jedes Referat, jeden Prüfungsaufsatz, daß nach einer Auseinandersetzung mit der vorliegenden Literatur die »eigene Position« formuliert wird. Wer einmal in außereuropäischen Zusammenhängen als akademischer Lehrer unterrichtet hat, der kennt vielleicht die Frage von Kollegen, wieso wir dies den Studenten zumuten.

Die hätten doch noch wenig Erfahrung und wenig Überblick über ihr Fachgebiet, durchaus auch noch nicht die Reife, eine eigene Position zu entwickeln. Entsprechend würden dann auch kaum ernstzunehmende Positionen vertreten. Ein bißchen mehr Zurückhaltung und eine Eigenprofilierung erst bei größerer Erfahrung und Reife schienen ihnen doch geboten. Ich will nun nicht den deutschen Studenten das Recht auf die Eigenständigkeit absprechen. Ich will aber mit Nachdruck davor warnen, aus der Freiheit zur Eigenständigkeit ein verpflichtendes Gebot zu machen und sie in Lernzusammenhängen einzufordern, in denen als Aufgabe der Studenten zunächst einmal der Nachvollzug vorhandener Lehrmeinungen und der schlichte Wissenserwerb angesehen werden. Wir sollten auch anerkennen können, daß es akademische Lernweisen gibt, in denen die originelle Eigenprofilierung kein so hohes Gut ist und den jungen Akademikern noch nicht zugemutet bzw. gar als Anmaßung zurückgewiesen wird.

### **Methode und Wahrheit**

Wer nun bemüht ist, die Bedingtheiten der eigenen Position zu erkennen, ihre Bindung an eine spezifische Situation anzuerkennen und anderen Verfahrensweisen ihr authentisches Recht zuzubilligen, der

sieht sich natürlich vor die Frage gestellt, ob er denn eine Unterscheidung zwischen richtig und falsch noch zu treffen in der Lage ist, ob er definierte methodische Grundsätze anerkennen könne, die nicht relativierbar sind. Ich will einräumen, daß wir nun auf dünnes Eis gelangen und vor Widersprüche, die innerwissenschaftlich nicht auflösbar sind. Denn in aller Konsequenz vertreten, geht nicht beides: Die Anerkennung des Anderen als gleichberechtigt und die mit Gültigkeitsanspruch versehene Definition von nicht relativierbaren Maßstäben.

Ich will zunächst noch einmal festhalten: Meine Argumentation umfaßt lediglich den Bereich der Geisteswissenschaften. Die Naturwissenschaften verfahren anders, sie können ein wesentlich höheres Maß an Überprüfbarkeit und Allgemeingültigkeit beanspruchen. Sie können den weitaus größten Teil ihrer Aussagen (von unscharfen Rändern abgesehen) als gültig ansehen und jederzeit experimentell an verschiedenen Orten überprüfen. Deshalb können Naturwissenschaftler auch wesentlich leichter als Geisteswissenschaftler einen kulturübergreifenden Dialog führen. Ihnen steht eine weitgehend objektivierte Wissenschaftssprache zur Verfügung. Mißverständnisse, die in unterschiedlichen, aber nicht explizierten Konventionen begründet sind, sind weitgehend ausgeschlossen. Anders die Geisteswissenschaften. Sie spiegeln, wie bereits ausgeführt, in ihren Begriffen, Konventionen und Methoden das gesellschaftliche Bedingungsgefüge, dem sie unterliegen. Und sie haben es mit Erkenntnisgegenständen zu tun, die keine objektiven Sachverhalte sind, in die vielmehr individuelle und kollektive Normen und Interessen eingegangen sind. Geisteswissenschaftliche Diskurse sind also zwingend Wertediskurse: In ihre Begriffe und Methoden gehen Wertmaßstäbe moralischer oder ästhetischer Art ein, sie wenden sich an

Gegenstände, über die ebenfalls Werturteile abzugeben sind. Der einzelne Wissenschaftler hat keine Möglichkeit, diesen Zusammenhang für sich außer Kraft zu setzen. Er kann zwar von sich behaupten, keine subjektiven Werturteile, sondern objektive Sätze über die Erkenntnisgegenstände zu formulieren. Aber diese Behauptung ist naiv. In das gesamte begriffliche Inventar und in die methodischen Konventionen sind normative Entscheidungen längst schon eingegangen.

Die weitestgehende Konsequenz daraus wäre wohl, für die hermeneutischen Disziplinen auf den Begriff »Wissenschaft« zu verzichten und sie als das zu bezeichnen, was sie im innersten sind: Meinungsdiskurse. Und nun zurück zu der Frage, ob es für diese Diskurse verbindliche Regeln und einen nicht relativierbaren Anspruch auf Richtigkeit, Erkenntnis oder wenigstens Plausibilität geben kann.

Ich will versuchen, einige Orientierungen zu formulieren:

### *1. Konventionen klären*

Für Textsorten und Argumentationsstile gelten konventionalisierte Regeln, die aber nicht kulturübergreifend einheitlich sind. Ein Beispiel: Wir akademischen Lehrer aus dem Westen erfahren oft, daß Studenten, auf dem Hintergrund anderer Konventionen, analytische argumentative Textsorten teilweise oder durchgehend als Erzähltexte anlegen, oder daß eine These von einem Argument nicht unterschieden wird, oder daß Zitate nicht als solche kenntlich gemacht sind. Es wäre schon einiges gewonnen, wenn wir uns unterschiedliche Konventionen dieser Art bewußt machten und ihre Funktionalität im jeweiligen Diskurs erörterten. Daß freilich Zitate kenntlich gemacht werden, scheint mir ein schlichtes Gebot der Redlichkeit und nicht unter dem Gebot der Toleranz relativierbar.

### *2. Plausibilität und Erfahrung verteidigen*

Es ist gewiß ein heilsames Prinzip, ungeprüften Sätzen entgegenzutreten und den Zweifel ins Recht zu setzen. Wir haben gelernt, an allem sei zu zweifeln, und wir wissen angeblich nur, daß wir nichts wissen. Die Emphase solcher Relativierungen richtete sich geschichtlich mit gutem Grund gegen Dogmatik und Verdummung. Sie ist aber auf unernte Weise in der Philosophie der Gegenwart lebendig. Wir sollten uns nicht ins Bockshorn jagen lassen und hochtrabenden begrifflichen Abstrusitäten selbstbewußt unsere Erfahrung entgegenhalten. Manche aktuelle Sprachphilosophie will uns einreden, wir könnten Aussagesätze nicht überprüfen, sondern immer nur klären, ob die Sprecher übereinstimmen. Das ist nicht wahr! Ich kann nicht im Gespräch als ernstes Argument gelten lassen, ich könne gar nicht wissen, ob ich mit meinen Gesprächspartnern wirklich zusammensitze. Ich kann auch als gesichert annehmen, daß ein Stein nach unten fällt und daß morgen wieder die Sonne aufgeht (jedenfalls noch 4 Milliarden Jahre lang). Diesem Erfahrungswissen möge man doch nicht den »induktiven Fehler« entgegenhalten. Ich bin selbstbewußt genug, eine Erkenntnistheorie als Larifari vom Tisch zu wischen, die mir etwa nach einem Autounfall weismachen will, ich könne nicht wissen und nicht intersubjektiv überprüfen, ob ich gegen einen Baum gefahren bin. Nein! Lassen wir Erfahrungen gelten. Verteidigen wir einfache plausible Sätze!

### *3. Authentisch argumentieren*

Zu zweifeln bleibt dann immer noch genug, nämlich an den vermeintlichen Gewißeheiten, denen politisches Interesse, moralische Werturteile oder Glaubensgewißeheiten vorausliegen. Und das sind dann die berechtigten Kontroversen, die sich nicht in eindeutige Sätze auflösen

lassen. Das Christentum »wußte« jahrhundertlang, was ein Ketzer, was eine Hexe ist und daß sie verbrannt gehören. Und heute »weiß« es, daß Abtreibung unmoralisch ist.

Antike, aber auch moderne Gesellschaften »wußten«, daß man Menschen versklaven darf. Die Nazis »wußten«, daß die Deutschen Lebensraum im Osten brauchen und daß der Angriffskrieg gerechtfertigt ist. Jeder sattelfeste Kommunist »weiß«, wer ein Rechtsabweichler und wer ein Linksabweichler ist. Tausend Jahre lang »wußten« die Chinesen, daß verkrüppelte Füße eine Frau besonders anziehend machen. Und heute »weiß« ein Arbeitgeberpräsident, daß die Ursache für Arbeitslosigkeit in den zu hohen Lohnkosten besteht.

Bei den politischen, moralischen und ästhetischen Kontroversen haben wir in der Tat keine Möglichkeit, Wahrheit über Methode herzustellen und zu gültigen Sätzen zu gelangen. Anders gesagt: Hier werden die wissenschaftlichen Sätze und die moralischen Urteile identisch. Diese Diskussionen gehen zwingend in eine Auseinandersetzung um die humanen und moralischen Maßstäbe, schließlich um die Menschenrechte über. Authentisch argumentieren heißt, diese Dimension nicht auszublenden. Die unaufgebaren Terrains sind der Schutz des Lebens und die Würde der Menschen.

### **Einheit der Germanistik?**

Zum Schluß ein paar Überlegungen zum Verhältnis von »Inlandsgermanistik« und »Auslandsgermanistik«. Ich will mich nicht lange bei der Frage aufhalten, ob die Begriffe angemessen sind. Unsere Gesprächspartner in einigen Ländern wehren sich gegen den Begriff »Auslandsgermanistik«. Nun, innerhalb des deutschsprachigen Raumes ist die Germanistik Muttersprachenphilologie, außerhalb ist sie Fremdsprachenphilologie. Die Termini

sind bedeutsam nur, wenn sie mit Konnotationen einhergehen, wenn mit dem Begriff »Auslandsgermanistik« ein unausgesprochenes, aber wirkmächtiges Urteil verbunden ist, daß sie nämlich weniger qualitativ voll sei. Damit wird dann auch unterstellt, ihr Bemühen müsse darauf gerichtet sein, sich möglichst an der »inländischen« Germanistik zu orientieren, um gleiche Qualität zu erlangen. Ich kann mich dieser Sichtweise nicht anschließen. Ich will gleichen Rang und gleichen Wert verschiedener »Germanistiken« anerkennen, ohne jedoch die vorhandenen Unterschiede zu übersehen. Dabei lasse ich einmal Äußerlichkeiten wie unzureichende Bibliotheken, räumliche Enge oder beklagenswerte Personalausstattung als in diesem Zusammenhang irrelevant beiseite. Die Germanistik richtet in verschiedenen Ländern ihr Erkenntnisinteresse auf die gleichen Gegenstände, nämlich die deutsche Sprache und die deutschsprachige Literatur und in vielen Fällen auch auf die Geschichte und Landeskunde der deutschsprachigen Länder. Ist es nun für Begriffsbildung, Interpretationsverfahren und Analyse von Bedeutung, ob sie, sagen wir mal, in Polen, in Japan, in Marokko oder in China ihren Ort hat? Es ist ein verführerisches Argument, im geographischen Abstand und anderen Rahmenbedingungen Äußerlichkeiten zu sehen, die für den innerwissenschaftlichen Prozeß bedeutungslos sind. Die Einheit der Wissenschaften, ihre Unabhängigkeit und ihre Freiheit von außerwissenschaftlichen Zwecksetzungen werden so betont. Dennoch denke ich, daß dieses Argument nicht überbetont werden darf. Die reale Vielfaltigkeit, die Differenziertheit und die Bedeutung unterschiedlicher Ansätze geraten sonst aus dem Blick. Der jeweilige gesellschaftliche Zusammenhang, die Interessenlagen, die Verfahren der Begriffsbildung und die expliziten

oder impliziten Zielsetzungen sind für die Germanistik in verschiedenen Ländern jeweils in anderer Weise definiert. Die verschiedenen akademischen Konventionen und die unterschiedlichen gesamtgesellschaftlichen Interessen sind nur vermeintlich außerwissenschaftliche Sachverhalte. In Wahrheit prägen sie den wissenschaftlichen Diskurs im Innersten. Eine Germanistik in einem postkolonialen Land, welches um die Ausbildung nationaler Identität bemüht ist, verfährt anders als die eines westeuropäischen Nachbarlandes. Ein Land mit starken Institutionen und verbindlichen moralischen oder religiösen Normen bildet zwingend eine andere, weniger pluralistische Literaturwissenschaft aus als etwa Deutschland. Wir wollen doch auch gelten lassen, daß der Verlust ästhetischer Maßstäbe, der den industrialisierten Westen kennzeichnet, kein weltweites Paradigma ist und daß wir in vielen Partnerländern auf literatur- und kulturwissenschaftliche Begriffe treffen, denen nicht unser Relativismus eingeschrieben ist. Ein jeweils eigener Blickwinkel und eine spezifische Zielsetzung kennzeichnet die Germanistik in verschiedenen Kulturen. Wir wollen sie gelten lassen, wir sollten sie anerkennen! Die Vielfalt bereichert uns alle.

### **Notwendige Schlußbemerkung**

Die vorstehenden Überlegungen betreffen die Germanistik und allgemeine Fragen zu geisteswissenschaftlicher Begriffsbildung unter dem besonderen Blickwinkel der Internationalität und der Erfahrung der Differenz, bezogen also auf Diskussionsanlässe und Lehrsituationen, in

denen sich Wissenschaftler aus verschiedenen Kulturen und damit wissenschaftliche Verfahren mit verschiedenen Voraussetzungen begegnen. Nach meinem Urteil können die Geisteswissenschaften des westlichen Kulturraums in diesen Begegnungssituationen nicht oder nicht uneingeschränkt normative Vorbildfunktion beanspruchen. Es war mein Anliegen, für die gebotene Selbstrelativierung und Zurückhaltung einzutreten.

Wer nun Verfahrensweisen oder Begriffe einer Wissenschaft kritischer Betrachtung unterzieht, der sieht sich natürlich vor die weitergehende Frage gestellt, welchen Weg für die Zukunft er sieht, woher denn neue Orientierungen zu gewinnen seien.

Einzelne geisteswissenschaftliche Disziplinen können über Ihren spezifischen Gegenstand kaum weiterreichende Gewißheiten formulieren, als die Gesellschaft über sich als ganzes. Übrigens kann auch eine Gesellschaft von ihrer Vergangenheit kein genaueres Bild gewinnen als von ihrer Gegenwart. Alle die Gegenwart zerreißenen Kontroversen spiegeln sich im Blick auf Vergangenes. Zerstörte Gewißheiten sind nicht wieder herstellbar. Eine pluralistische und liberale Gesellschaft kann weder moralische noch wissenschaftliche Gewißheiten dekretieren. Geisteswissenschaften können aber weder einen legitimen Ort noch plausible Einzelbegriffe außerhalb des gesellschaftlichen moralischen Diskurses definieren. Viel wäre schon gewonnen, wenn dieser Zusammenhang anerkannt würde und die Geisteswissenschaften ihre gesamtgesellschaftliche Verantwortung annähmen.